

(Nachdruck verboten.)

Cesarine.

1) Von Jean Richepin. Uebersetzt von H. L.

I.

Nach dem vergeblichen Versuche Bourbaki's, Velfort zu entsezen, befand sich die Ostarmee auf der Flucht nach Besançon. Diese armfelige Armee, die schon, als sie in das Feld zog, kaum mehr als eine bloße Heerde gewesen war! Welches wüßte Durcheinander! Unzählige Freischärler-Korps, bei denen sich fast jeder einzelne Offiziertruppen angeheftet hatte; und dann wieder ganze Bataillone, bei denen sie fast kein einziger trug, denn auf je hundert Mann kam kaum mehr als ein einziger Offizier, bunt durcheinander: algerische Reiter, die als Spahis Verwendung finden sollten; als Turkos ausgehobene afrikanische Neger, ängstliche Rekruten und steife Landsturm-Männer von vierzig Jahren, deren beste Kompagnien zu Hauptleuten ehemalige Feldwebel hatten; und endlich die Reste der Loire-Armee, diese abgeheften Regimenter, die unzählige Male durch die Niederlage und das Elend auseinander gesprengt, unzählige Male auf gut Glück aus allen möglichen Fetzen wieder zusammengekehrt worden waren. Ein Mischmasch aller erdenklichen Uniformen; abgesehen von den Lyonern, die neue Matrosenjacken, und den "Rächern", die Operettenkostüme trugen — alles elend belleidet; die meisten in Lumpen; Blänker in zusammengestopelten Uniformen. Halb Soldaten, halb Zivilisten, Linien Soldaten mit geölten Wasserträgerhosen, Jäger mit Ballbeinkleidern, Zuaven in Shawls eingewickelt; und als Waffen: Gewehre aller Systeme und jedes Kalibers, vertheilt wie bei der Vertheidigung eines bankrotteten Waffenlagers, in aller Eile zusammengegeschlagene Chassepotz, englische Remingtongewehre, schweizerische Karabiner, alte Knarren bis zur Hahnsnute herab. Und diese ganze Masse manövrirend, wie es der Zufall gerade brachte, ohne Zusammenhang, ohne Uebung, ohne Disziplin. Einzelne hatten noch nie im Feuer gestanden, andere hatten zu viel Pulver gerochen, die einen an die Unordnung gewöhnt, die anderen davon angeekelt. Die Neulinge von vornherein von panischer Angst erfüllt, die gebienten Soldaten entmuthigt von einem Kriege, in dem man immer und immer nur geschlagen worden war. Bei Niemandem Vertrauen: weder in die Führer, die man der Unfähigkeit oder des Verrathes bezichtigte, noch in die Kameraden, weil jeder seinen Nebenmann ebenso muthlos sah wie sich selbst.

So hatte sich diese schlecht organisirte, schlecht ausgerüstete und durch die gewaltigen Strapazen, die man ihr zugemuthet hatte, verzweifelte Unglücksarmee in Bewegung gesetzt. Und wenn sie schon auf dem Vormarsche einer in aufgelöster Flucht befindlichen kopflosen Menge gleich, so kann man sich leicht vorstellen, wie sie gegenwärtig nach drei Wochen langen Stappenmärschen und zwei verlorenen Schlachten bei ihrer Flucht ausah: bei 18 Grad Kälte, ohne Proviant, die Menschen und die Thiere erschöpft, ohne Kommando. In Wahrheit waren wir auf diesem Rückzuge weder eine Armee, noch selbst eine Heerde, sondern nur noch eine in Auflösung begriffene lebende und leidende formlose Masse, die sich lärmend dahinwälzte.

Niemals, als nur in gewissen alpdrückenden Träumen, habe ich eine ähnliche Schmerzempfindung gehabt, wie bei dieser Flucht. Der Schmerz erstreckte sich nicht auf einen bestimmten Punkt, weder auf die vom Marsch angeschwollenen Beine, die man nur noch schwer nachschleppte, noch auf den Magen, den der Hunger durchwühlte, noch auf die geschwollenen Hände und das Gesicht, die vor Kälte steif waren. Das Gehirn war wie erstarrt vor Kälte, wie verdummt durch die Ermüdung, wie blutleer vor Entkräftung; es war, als hätte es nicht mehr genügend Klarheit, um diese verschiedenen Schmerzen einzeln zu empfinden, es war, als ob es sie alle gleichzeitig aufzog, wie ein ausgedrückter Schwamm, den man in eine Flüssigkeit eintaucht. — Bald laufen die Gedanken wie durcheinander wie bei völliger Trunkenheit, und dann wechselt diese Empfindung ab mit dem Gefühl vollständiger Leere, in die sich das ganze Wesen auflösen mußte.

Nur ein einziger Gedanke leuchtete in diesem vollständig

umnachteten Gehirn für Augenblicke auf: die fixe Idee, nicht von der Mitte der Straße zu gerathen. Aber selbst um diesen Gedanken zu entzünden, mußte erst der heulende Schall eines allgemeinen Geschreis, das ein plötzliches Hinderniß ankündigte, von der Spitze der Kolonne zu unseren Reihen herübergeweht werden.

"Halt! Halt!" ertönte es von Glied zu Glied mit einer schrecklichen Stimme, die das Entsetzen weiter trug.

Und sofort preßte man die Ellenbogen an den Leib, stemmte die Füße gegen den Boden, bog das Kreuz nach hinten, stützte sich mit den Schultern gegen einander, um einen festen Block zu bilden und dem unvermeidlichen Stoß der hinteren Glieder zu begegnen. Aber aus Mangel an einem vorbereitenden Kommando schob sich der hintere Theil der Kolonne noch weiter nach vorwärts und drängte sich zermalmend gegen die Mitte. Und dann ging von hier aus ein Gegenstoß. Man trat sich gegenseitig auf die Füße, man wurde auf der Stelle herumgedreht wie von einem Strudel. Und aus dem Bett der Straße, das auf einmal zu eng wurde, wie das Bett eines plötzlich eingedämmten Stromes, schlugen ganze Gassen von Menschen wie hohe, wirbelnde Sturzwellen auf die Felder.

Und dann rieselte die Fluth langsam wieder ab. Man dachte kaum an die zurückgelassenen Kameraden, an diese Sprizwelle, die auf den Schnee hinübergeschlagen war, wo sie verschwinden mußte. Die Nachwirkung dieser Aufrüttelung, die für einige Augenblicke die Energie belebt hatte, hielt nicht lange vor. Die egoistische Befriedigung, der zurückliegenden Gefahr entgangen zu sein, ließ die zukünftig drohende Gefahr weniger fürchtbar erscheinen. Man vergaß die schreckliche Angst, daß man vielleicht schon im nächsten Augenblicke, bei dem nächsten Zusammenstoß von dem Wege herunter gedrängt und in dieses weiße Meer getaucht werden konnte, wo die Verschütteten bis an den Bauch einsanken. So trunken vor Müdigkeit war man, so verzehrt vor Erschöpfung, daß man sofort wieder in die wirre und schmerzhafteste, aber fast unbewußte Betäubung von vorher versiel, und zwar so vollständig, daß man bei einem neuen "Halt" merkte, wie man seit dem letzten "Achtung" ganz im Schlafe marschirt war.

Ich erfuhr an mir selbst jene Art von Sicherheit, wie sie Schlafwandlern eigen ist. Zunächst befand ich mich in jenem jugendlichen Alter, wo man — an langen und tiefen Schlaf gewöhnt — wie man sagt, mit dem Hintern im Wasser schlafen kann. Dann aber stieß ich jedesmal, wenn ich erwachte, mit der Nase gegen einen alten Leibgardisten, in dessen Fußstapfen ich eintrat, und sofort fand ich mich gesichert durch seine hohe Gestalt, seinen breiten Rücken und die Masse seines riesigen rothen Mantels, an den sich meine Hand mechanisch anklammerte. Schließlich und hauptsächlich aber wurde ich physisch und moralisch durch meinen rechten Nebenmann aufrecht gehalten, an den ich mich öfters anlehnte, ohne daß er diese Last abschüttelte, und der mir in den kritischen Augenblicken immer wieder zurief:

"Halte Dich brav, mein Junge, und verlaß' Dich auf mich. Und die Ohren steif, Donnerwetter!"

Wenn er so zu mir sprach, hatte seine Stimme einen rauhen und befehlerischen Klang, und das flößte mir nur noch um so mehr Vertrauen ein. Ich hätte ihm gern meine Dankbarkeit bezeugt, aber zu schwach, um Worte auszusprechen, begnügte ich mich damit, ihm mit einem Blicke zu danken. Er verstand übrigens recht gut diesen stummen Ausdruck der Erkenntlichkeit und antwortete brummend mit mürrischer Stimme:

"Keine Ursache, Donnerwetter, keine Ursache!"

Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, aber von außerordentlich kräftiger Gestalt, breitschulterig und stämmig. Er marschirte mit elastischem Schritt, den Kumpf aufgerichtet, die Brust durchgedrückt, als wenn er Parademarsch machte. An seinem Käppi trug er die Kapitänstreffen und obwohl er die Uniform der Mobilgardisten trug, hatte er doch das Außere eines Offiziers der regulären Truppen. Er hatte ihre korrekte Haltung, seine Uniform war „propre“, das gesunde Gesicht gebräunt, der Schnurr-

bart und Knebelbart vorchriftsmäßig gestutzt, das Haar kurz; sein Nacken bildete einen dicken, rothen Wulst, offenbar durch Blutandrang infolge des Gebrauchs der steifen Kopfbearbeitung hervor gebracht. Von Zeit zu Zeit machte er mit der einen Schulter eine heftige Bewegung, wie jemand, der gewöhnt ist, auf ihr den Druck eines Gewehrs zu fühlen. Ich hatte auch bemerkt, daß er im Augenblick des Haltes, wenn er sich gegen den Stoß anstrenzte, mit lautem Schnaufen, wie ein von Hunden gestellter wilder Eber, den Kopf einzog und die Kimbäden schüttelte.

Wie viele Male erschien er mir so vor meinen plötzlich geöffneten Augen, während ich mich rechts auf ihn aufstülzte und mich mit meiner linken Hand an den großen rothen Mantel des Gardisten anklammerte? Wie viele Male hatte er mir zugerufen:

„Die Ohren steif, mein Junge, noch ein Weilchen die Ohren steif, Donnerwetter!“ —

Aus wie vielen zerstückten unterbrochenen Abschnitten setzte sich für mich diese erste und so endlos lange Etappe des Rückzuges zusammen? In Wahrheit weiß ich nichts davon. Besonders die letzten Stunden haben in mir keine Erinnerung zurückgelassen. Die Nacht war herein gebrochen und ich sah nichts mehr von dem Kapitän. Ich hörte nur noch seine Stimme und ich fühlte seinen Arm an dem meinen; aber seine Stimme klang mir wie aus weiter Ferne, und sein Arm erschien mir so weich, als wäre es der Arm eines Schattens. Und dann erschienen auch diese unbestimmten Wahrnehmungen, und mein Körper setzte ganz von selbst, ohne daß mein sonnambules Gehirn davon Bewußtsein hatte, die Schritte in dem Dunkel fort. Und das dauerte bis zum Anbruch des Tages und mein Bewußtsein war so vollständig ausgelöscht, daß ich bei meinem letzten Erwachen zunächst dachte, daß wir, anstatt endlich am Ziele angelangt zu sein, erst ausbrächen, denn ebenfalls bei Tagesanbruch, vierundzwanzig Stunden vorher, hatten wir uns in Marsch gesetzt. Dieses Mal erklang mir die Stimme des Kapitäns in den Ohren wie das Krachen eines Donnerschlages.

„Halte Dich brav!“ schrie er; „verlier den Gardisten nicht!“ Und im selben Augenblick stieß er mich an die Schulter, daß mein Gesicht ganz in dem rothen Mantel ein sank. Der Stoß war so heftig, daß der starke Kerl zur Erde stürzte und ich über ihn, oben auf.

„In's Bett! Geht doch in's Bett, Donnerwetter!“ brüllte uns der Kapitän an.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Seit dem Tode Jay Gould's ist kein größerer Spekulant und Börsenhai zu seinen Vätern versammelt worden, als Barney Barnato, der vor wenigen Tagen im Angesicht Leneriffa's ins Meer sprang und ertrank. Jay Gould war der Gerissenere von den beiden, wenn man so sagen will, der Starkgeistigere. Seine viel gefürchtete Kunst bestand darin, den kleineren Börsenrändern die bereits erschnappte Beute wieder aus den Zähnen zu reißen. Barnato hat den Grund seines Vermögens durch Landpekulationen gelegt, im ganzen aber war er nichts als ein Vogelsteller, der dumme Spiel-Gimpel in seine Netze lockte und sie dann rupfte. Allerdings war auch er ein Spekulant im großen. Mit Cecil Rhodes zusammen gab er das Beispiel, wie man in zwanzig Jahren Milliardär werden kann und Herr über ganze Länder, an ihm aber erprobte es sich auch wiederum, wie schnell die ertragreichsten Spekulationen in ihr Gegenteil umschlagen, wie schnell erstraffte Millionen zerrinnen können.

Barnato, von dem man vor wenigen Jahren munkelte, er habe ursprünglich Bernard geheissen, wurde in London als der Sohn eines armen jüdischen Händlers geboren. Mit wenigen Schillingen kam er nach Südafrika, handelte, schacherte, machte, wenn sich gerade nichts anderes bot, einen Clown, schauspielerte, und als er ein paar Kröten beisammen hatte, fing er an zu spekulieren. Er hatte das Glück, mit einem Bergmann zusammenzutreffen, nahm ihn als Partner und kaufte um Kimberley Land, von dem er glaubte, es würde Diamanten führen. Es glückte ihm. Er kaufte immer mehr Land, ließ seinen Partner ziehen und war in kurzer Zeit Beherrscher der großen Kimberley-Minen. Jetzt kam er in Konkurrenz mit der Londoner Bankfirma Beit und mit Cecil Rhodes, die über die de Beer's Minen geboten. Nach kurzem Kampfe einigten sich die bisherigen Gegner, die beiden Unternehmen wurden verschmolzen, die bisherigen Eigenthümer der Kimberley-Grube erhielten auf einen Chek 110 Millionen Mark ausgezahlt. Barnato war ein vielfacher Millionär geworden. Aber das genügte ihm nicht. Die Goldfunde in Transvaal hatten die Spekulationswuth auf den Steadepunkt gebracht. Barnato ging unter die Gräber, wandelte sich zum reinen Börsenmann. Er gründete neue Gesellschaften, gründete bereits bestehende um, verschmolz mehrere Unternehmen zu einem, schlug andere in Stücke. Und als er den Salat gehörig eingerührt hatte, faßte er alle Gesellschaften, in denen er seine Hand hatte, zu einem Unternehmen zu-

sammen, gründete in London ein großes Bankhaus und warf die Aktien zu tausenden und abertausenden auf die europäischen Börsenmärkte. Sofort ging der Weitzanz los. Die Unternehmerrpresse aller Länder schrie vor Wonne. In Paris holten alte adelige Weiber ihre Rententitel, in Berlin Kommiss ihre Spargroschen, in Budapest Magnaten ihre Pump-Gulden hervor und wechselten sie in Gold-Shares um. Und wer keine mehr kaufen konnte, war unglücklich und dachte an Selbstmord. Barney Barnato wurde gefeiert wie ein Wunderthäter. Weiber umbuhelten ihn, vor ihm krochen Männer. Für einen Glückbringer schätzte man ihn und alles umdrängte ihn, wie Spieler einen Blicklichen. In London gab ihm zu Ehren der Lord-Major ein Bankett, in Paris wurde der ehemalige Goldgräber-Spasmacher geehrt wie ein unter voller Firma reisender Fürst. Da kam Jameson's Ritt. Und in dem Gebälk des Schwindelbaues begann es zu knirschen und zu knacken, und mit einem Male lag es zusammengekracht am Boden. Weithin deckten die Beichen der „Kleinen“ das Blachfeld. Barnato hatte unterdessen in London einen Palast zu bauen begonnen, von dem die Ställe allein vierhunderttausend Mark kosten sollten, er ließ die theuersten Rennpferde laufen; das nützte ihm jetzt alles nichts. Selbst die englische „Gesellschaft“ setzte ihm den Stuhl vor die Thür. Er ging wieder nach Afrika zurück, um zu retten, was noch zu retten war. Ein armer Mann oder gar ein Bettler war er ja noch nicht. Wer mit Milliarden jonglirt, an dem bleiben immer auf alle Fälle so ein paar elende Millionchen hängen. Aber Barnato gefiel sein Südafrika nicht mehr. Die schwere Burenkauf hatte das Spekulationsgeschäft verdorben, gerade als der Hauptschlag gethan werden sollte. Und vielleicht stieg in Barnato auch der Verdacht auf, daß es Cecil Rhodes nicht so ganz ehrlich mit ihm gemeint habe. Eingeseift war er von ihm ja schon einmal worden. Vor Jahren hatte Barnato dem Rhodes einmal 220 000 Karat Diamanten zum Kaufe angeboten. Rhodes war dem Geschäfte nicht abgeneigt, stellte aber die Bedingung, daß die ganzen Diamanten zuvor in einen Eimer gethan und dann auf einen Tisch ausgegüßelt werden sollten; er wolle einen Anblick haben, den noch kein menschliches Auge gesehen. Nach einigem Zögern willfahrte Barnato dem Wunsch des Käufers. Rhodes schloß das Geschäft ab. Ehe aber die zusammengeworfenen Diamanten wieder in ihre 160 verschiedene Klassifikationen geordnet werden konnten, vergingen sechs Wochen. Während dieser Zeit hatte Rhodes den Diamantenmarkt völlig in seiner Hand. Schon vor einiger Zeit kam aus Afrika die Nachricht herüber, daß es bei Barnato nicht mehr richtig im Kopfe sei. Jetzt hat er geendet, der Spieler, geendet wie ein Spieler, dem sein Traum, unter die Weltenlenker gerechnet zu werden, zerronnen war. Das arbeitende Volk weint ihm keine Thräne nach.

Das bißchen Glück! Auch Herrn Felix Faure ist es geworden, der es vom kleinen Serber zum millionenschweren Aheber gebracht. Weil er unschädlich schien, hat man ihn zum Präsidenten der französischen Republik gemacht. Das Glück ist nicht von ihm gewichen. Schon sein zweites unschuldiges Attentat hat er bereits gehabt, und die Gratulationen wirklicher Fürsten, Fürsten von Gottes Gnaden sind ihm zugeflogen. Dafür muß er sich natürlich revanchiren. Und so hat er denn den Entschluß gefaßt, einen Palast zu bauen, um seine „Verwandten“, wenn sie zur nächsten Weltausstellung nach Paris kommen, auch würdig empfangen zu können. Für die Kosten muß selbstverständlich das französische Volk aufkommen, aber Herr Faure meint, das sei seine Pflicht und Schuldigkeit, und ob es wolle oder nicht, danach habe er nicht zu fragen. Nun kann man innerhalb vier leerer Wände doch nicht gut Fürsten den Willkomm-Gruß bieten. Jedes beliebige Möbel, z. B. eine Guislotte, kann man auch nicht hineinstellen. Es müssen schon Fürstenmöbel sein, Throne, Szepter, Kronen, Zeremonienmeister u. s. w. Und wenn nun die Herrschaften wieder abgereist sind? Es ist möglich, daß es manchen giebt, der es für möglich und wünschenswerth hält, daß die geweihten Möbel dann im Hausgebrauch weiter abgetragen werden. Menschen, wie den Mitgliedern der Pariser „Gesellschaft“, bei denen es augenblicklich für sein gilt, Börsen und Visitenkarten-Stuis zu tragen, die aus der Haut eines verstorbenen Angehörigen oder eines Freundes gearbeitet sind, Menschen mit solchem Geschmac ist alles zuzutragen.

Für den Dichter Dellew v. Eilencron haben vor einiger Zeit eine Anzahl Künstler und Kunstfreunde einen Aufruf erlassen, der die Sammlung einer allgemeinen Ehrengabe zur Beseitigung seiner wirtschaftlichen Nothlage bezweckte. Die Männer, die diese Sammlung befürworteten, mußten aber die Erfahrung machen, daß die bis jetzt eingelaufenen Beiträge nicht besonders zahlreich waren. Sie meinen nun, der geringe Erfolg rühre daher, daß viele Zeitungen nicht die ganze Namensliste derjenigen brachten, die sich Eilencron's angenommen, es sei vielleicht der Eindruck entstanden, „die Sache sei nicht vollständig vertreten.“ Die Herren scheinen also anzunehmen, der deutsche wohlhabende Bürger gebe mir dann etwas, wenn „Autoritäten“ ihm bestätigen, es erhalte es kein Unwürdiger. Die Anwendung einer solchen Schlussfolgerung in einem Falle, wo es sich um einen anerkannten Dichter handelt, zeigt, wie hoch Sachverständige das Kunstverständnis des deutschen Bürgerthums einschätzen. Sie werden wohl Recht haben, dieses Bürgerthum hat für Eilencron nichts übrig, weil er ein Dichter ist und nur ein Dichter. Hätte der Mann gegen den Umsturz geschrieben, nur wenige Duzend Zeilen dann ließe sich etwas machen. So läßt man ihn fallen. Etwas anderes war auch nicht zu erwarten. Und dieses Bürgerthum bleibt

sich immer gleich. Da wollte man unlängst irgendwo den Märzgefallenen ein Denkmal errichten und wandte sich an die betreffende Groß-Gemeinde um einen Beitrag. Was erhielt man zur Antwort? Das Gesuch könne der Stadtverordneten-Versammlung nicht vorgelegt werden, weil der Instanzen-Zug nicht eingehalten wurde. Daß man durch die Vergabe eines Beitrages irgendwo anstoßen könnte, davor hat man sich selbstverständlich ganz und gar nicht gefürchtet.

Anfang der Woche brachte die „Vossin“ folgendes: „Prinz Heinrich überbringt, wie die „Köln. Ztg.“ wissen will, dem englischen Admiralitätschef eine vom Kaiser entworfene Tabelle der englischen Kreuzerflotte.“ Ich habe Tage lang darüber nachgedacht, was die beiden Blätter mit dieser Notiz sagen wollen, dahintergekommen bin ich nicht. Wenn ich es bis zum Dienstag nicht heraus habe, frage ich die Redakteure.

Kleines Feuilleton.

— Das Attentat. Im Pariser „Figaro“ spöttelt Alfred Capus:

Der Polizeipräsident: Ich wollte der erste sein, Herr Präsident, der Ihnen seinen Glückwunsch ausspricht . . .

Felix Faure: Glückwunsch ausspricht? Warum?

Polizeipräsident: Nun, weil Sie dem infamen Attentat entgangen sind, das ganz Frankreich in Aufregung versetzt.

Felix Faure: Ich?! Ich bin einem Attentat entgangen . . .?!

Polizeipräsident: Aber natürlich!

Felix Faure: Sind Sie dessen gewiß!

Polizeipräsident: Vollkommen.

Felix Faure (die Stirn runzelnd): Wie kommt es, daß ich nichts davon weiß?

Polizeipräsident: Wie? Sie wissen nicht . . .?

Felix Faure: Ja, mein Herr, ich weiß nicht! (Wütend werdend.) Ein Glendier trachtet nach meinem Leben, und ich erfahre nichts davon! Sie werden mir zugeben müssen, Herr Präsident, daß Ihre Polizei sonderbar eingerichtet ist.

Polizeipräsident: Wenn ich vorausgesehen hätte, Herr Präsident . . .

Felix Faure: Ich wette, daß alle Welt es früher gewußt hat wie ich!

Polizeipräsident: Ich bitte vielmals um Entschuldigung.

Felix Faure: Schon gut! Dießmal soll es Ihnen so hingehen; aber ich hoffe, daß sich so etwas nicht wiederholt. Wenn jemals wieder ein Attentat auf mich gemacht wird, bitte ich dringend, daß ich der erste bin, der davon erfährt! Bestanden?! . . .

— Ueber die Physiologie der Sprache und die Röntgen-Strahlen hat auf dem Kongress für innere Medizin Dr. Max Scheier in Berlin sehr bemerkenswerthe Ausführungen gemacht, worüber die „Dt. mediz. Wochenschr.“ jetzt ausführlich berichtet. Es ist Scheier gelungen, mittels Röntgen-Strahlen die Bewegungen, die das Gaumensegel beim Sprechen macht, auf dem Schirm von Bariumplatinocyanür genau zu erkennen. Durchleuchtet man den Kopf seitlich, so sieht man auf dem Bilde den Nasenrachenraum und den Rachen als hellen Schatten hervortreten, der hinten von der dunkelschwarz erscheinenden Halswirbelsäule abgegrenzt wird. Läßt man nun die zu untersuchende Person einen Vokal phoniren, so sieht man, wie das Gaumensegel sich hebt, und zwar ganz verschieden in den Nasenrachenraum sich hineinlegt je nach dem Vokal, den man aussprechen läßt. Auf den Röntgen-Bildern Dr. Scheiers sieht man, wie sich das Gaumensegel bei der Aussprache des A am wenigsten hebt. Bei E, O, U wird es sukzessiv mehr gehoben. Bei Z hebt sich das Gaumensegel am höchsten. Läßt man die Vokale nasalirt aussprechen, so sieht man, daß das Gaumensegel sich nur wenig hebt. Bei dem Aussprechen der Konsonanten mit Ausnahme der Nasalanten hebt sich der weiche Gaumen ebenso hoch, wie bei Z, zuweilen noch höher. Bei M, N und Ng hebt sich der Gaumen nur mäßig. Bezüglich der Stellung des Gaumensegels bei verschiedenen hohen Tönen sind bis dahin auch die Ansichten sehr verschieden gewesen. Dr. Scheier hat konstatiert, daß die Erhebung des Gaumensegels bei hohen Tönen höher ist, als bei tiefen. Ebenso hebt es sich bei laut gesprochenen Vokalen mehr, als bei leise gesprochenen. Sehr schön kann man auch auf dem Schirmbilde sehen, welche Gestalt die Mundhöhle bei den verschiedenen Buchstaben einnimmt. Man sieht die Gestalt und Lage der Zunge, wie die Zunge bei A am Boden der Mundhöhle liegt, wie bei Z die größte Masse des Zungenfleisches in der Mitte zusammengezogen und in Form eines großen Wulstes dem harten Gaumen stark genähert ist, wie bei U die Masse des Zungenfleisches über dem Zungenrücken zusammengezogen und gegenüber dem Palatum molle einen Wulst bildet. Man sieht ferner die Stellung der Lippen, der Kiefer zu einander, die Lage des Zungenbeines, Kehlkopfes und des Kehldedeckels. Während man bisher auf dem Schirmbilde den Kehldedeckel nicht sehen konnte, ist es jetzt möglich, bei den meisten Individuen den Kehldedeckel genau zu erkennen. Mit steigender Tonhöhe steigt der Kehlkopf höher empor, und der Kehldedeckel richtet sich immer mehr auf, während er bei absteigender Tonleiter sich mehr und mehr senkt. Bei der Falsettstimme richtet der Kehldedeckel sich steil auf, der Kehlkopf wird in die Höhe gezogen und dem Zungenbein stark genähert. Die Röntgen-Strahlen können übrigens nicht allein über viele Streitige

Fragen in der Physiologie der Stimme und Sprache genaue Aufschlüsse geben, sondern auch über das Verhalten des Gaumensegels bei den Schlingbewegungen, beim Athmen, beim Schnarchen, Bauchreden u. s. w. leicht orientiren und sind auch im stände, in pathologischen Fällen der Stimme und Sprache die betreffenden Störungen präziser festzustellen.

Musik.

—er—. Opern-Aufführungen im Theater des Westens. Seit 14 Tagen wird in diesem Theater, das bisher ein prunkvolles Mausoleum für durchgefallene dramatische Wichtigkeiten gebildet, unter der Direktion Norwih Oper gemacht, und zwar unter der beliebten Etiquette der Volksthümlichkeit. Dem Ideale einer Volksoper, welche für mäßige Eintrittspreise musikalisch abgerundete und im künstlerischen Ensemble erträgliche Vorstellungen bieten soll, kommt dieses Unternehmen schon wegen der Preise der Sitzplätze wenig nahe. Für den Parquetplatz einer Sommeroper 2½—3 M. bezahlen zu müssen, ist kaum eine berechtigte Forderung eines künstlerischen Unternehmens, das materielle Erfolge nur durch großen Zuspruch des mittleren Publikums erringen kann. Herr Norwih sollte den bisherigen, angelegentlich der meist tüchtigen Darbietungen seines Personals doppelt beklagenswerthen, überaus schwachen Besuch als Hinweis und Aufforderung betrachten, mindestens drei Abende der Woche bei stark ermäßigten, sagen wir „populären“ Preisen zu spielen. Die einfachste und einleuchtendste Kassenweisheit lehrt doch, besser gut besuchte Häuser bei kleinen Preisen, als eine traurige Leere im Saale und in der Kasse unter Beibehaltung stolzer Entreehöhe. Die bisher aufgeführten Opern — Hugenotten, Stücken des Cremiten, Trompeter von Säckingen, Troubadour, Wildschütz und Carmen — bewiesen, daß es die Direktion an Sorgfalt in der Auswahl ihres Personals nicht fehlen ließ, und daß die Vorstellungen mit Eifer und Gewissenhaftigkeit vorbereitet werden. Allerdings werden die solistischen männlichen Hauptkräfte, von denen besonders die beiden Tenöre nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen und bloß die Bassisten Keller und Kirchner ein Recht auf unbedingte Anerkennung besitzen, von ihren weiblichen Kunstkollegen weitaus überragt. Fr. David ist eine prächtige Koloratur-soubrette, welche grazioses Spiel und reizende Erscheinung mit wohlklingendem, vortrefflich geschulten Stimmmaterial vereinigt. Frau Schuster-Wirth ließ als Königin in den „Hugenotten“ eine sehr fein ausgearbeitete Koloraturkunst hören, scheiterte jedoch als „Carmen“ am Mangel eines ursprünglich zügellosen Temperaments und der Ausgiebigkeit des Organs. Fr. Kessler besitzt für hochdramatische Aufgaben genügende Mittel und passende Erscheinung, nur jedoch auf Sicherheit der Intonation achten und eine gewisse Mäßigkeit des Vortrags vermeiden. Fr. Sedele sang die Gräfin im „Wildschütz“ mit einem edlen und frei ausströmenden Mezzo-sopran und sprach die schwierige, alterthümliche Prosa mit tadelloser literarischer Vornehmheit. Mit dem Orchester werden sich die beiden tüchtigen Kapellmeister Wolfheim und Thienemann noch viele Mühe geben müssen. Es fehlt an Sicherheit des Zusammenspiels und der Einsätze, an Schmiegsamkeit und Diskretion der Begleitung. Dem Orchester, der Seele eines Opernunternehmens, bleibe der sorgfältige Fleiß und eine unentwegte künstlerische Aufmerksamkeit zugewandt. — Am nächsten Dienstag eröffnet an diesem Theater der bekannte Hamburger Tenor Heinrich Bötel als Manrico in Verdi's „Troubadour“ ein Gastspiel. —

— Engelbert Humperdinck arbeitet gegenwärtig an der Musik zu einem fünfaktigen Märchendrama, das Dr. Otto Weddingen geschrieben hat. —

Kunst.

— Im Saal 85 der großen Berliner Kunstausstellung hängt ein Bild, das die Nummer 874 trägt. Als „Waldteich in der Mark“ bezeichnet es der Katalog, und Walter Leistikow hat es gemalt. Die Sonne ist am Niedergange. Sie ist sinkt, loht sie noch einmal in voller Pracht vom wolkenlosen Himmel. Und sie wirft ihre Feuerbrände unter die Föhren, mit denen der Hang bestanden, an den braunen Stämmen züngeln und lecken die Flammen empor, aus den runden Kronen, durch Zweige und Äste bricht die Lohe. Der kleine Teich unter den Kiefern und das schmale Stüd Wiesengrund liegen bereits im Schatten. Das ist das Bild. Wer es überfiehet, dem ist ein Kunstgenuss entgangen. Es wäre einwandfrei, wenn es dem Künstler gelungen wäre, das an den Föhrenstämmen spielende Brandroth so durch die Zweige brechen zu lassen, daß diese nichts Verwirrtes zeigten. Bei der einen links mehr im Vordergrund stehenden Kiefer ist dieses Detail herausgearbeitet, man kann also vergleichen. —

— Von Max Klinger hat die Verbindung für historische Kunst ein Radirungswerk „Von Tode, zweiter Theil“ erworben, das der Künstler bis 1901 fertigstellen wird. Es soll dann als Vereinsgabe zur Vertheilung kommen. Eine Berliner Kunsthandlung übernimmt weitere hundert Exemplare für 30 000 M., so daß der Gesamtaufwand für die Verbindung sich auf 15 000 M. beschränkt. Nach dem Druck der bestimmten Zahl von Exemplaren werden die Platten vernichtet. —

Völkerrunde.

— Eine „Hochzeit in Arkadien“ schildert in der „Deutschen Verkehrs-Zeitung“ ein deutscher Postbeamter, der längere Zeit unter den Hellenen thätig war. Im Peloponnes ist es Sitte, daß, wenn der Bräutigam sich mit seinem zukünftigen Schwiegervater über die Brautaussteuer, *chrimata* (Geld), *ampelia* (Weinseld), *imatismos* *kä ikiakä skéwi* (Kleidung und Hausgeräth) fest geeinigt hat, die Aussteuer der Braut am Tage vor der Hochzeit in das Haus des Bräutigams gebracht, Geld aber erst vor der Trauung ausgezahlt wird. So sollte es auch bei der Hochzeit in *Bytina* geschehen. Die Aussteuer ward gebracht und der Deutsche wohnte der damit verknüpften Festlichkeit bei, die unserem Pösterabend entspricht, bei Ankunft und Abschied von der Braut mit einem Handkuss ausgezeichnet (d. h. die Braut küßte ihm die Hand, nicht etwa umgekehrt). Hochzeit aber — fand nicht statt. Als der Deutsche am folgenden Tage in das Haus des Bräutigams kam, fand er dort nur viele Festgäste, die sehr aufgereggt sich unterhielten, aber nicht die Hauptperson. Was war geschehen? „Der Bräutigam war im Haus des Brautvaters gewesen, um die Mitgift einzulassiren. Es waren 12000 Drachmen bestimmt gewesen. Der Brautvater hatte aber nur 11900, dann nach Protest des Bräutigams 11940 Drachmen aufgezählt mit der Erklärung, nun weiter kein Geld zu besitzen. Der Bräutigam bestand jedoch auf seinem Schein und wollte die Summe voll haben, andernfalls die Trauung bis dahin aufgeschoben werden sollte. Der Bursche hatte die *Papas* (Geistlichen) und *Cumparos* (Bathen und Traukontenträger) abbestellt und den übrigen geladenen Gästen nichts sagen lassen. So etwas war mir noch nicht vorgekommen . . . Nach etwa vier Wochen bekam ich eine zweite Einladung aus derselben Hand wie die erste, mit der Mittheilung, daß nun alles bezahlt sei und die Hochzeit sicher stattfände. —

Mineralogisches.

t. **Rahengold als Handelsartikel.** Jedes Kind kennt in den Feldsteinen oder in dem anstehenden Felsen das vom Volksmund so genannte Rahengold oder Rahensilber, das durch sein Blinken und Schillern schon aus einiger Entfernung in die Augen fällt. Dieses weitverbreitete Mineral, der Glimmer, hat eine gar nicht geringe Bedeutung für die Industrie, freilich nicht in jenen kleinen Blättchen, die wir gewöhnlich in den Gesteinen finden, sondern in großen Platten, deren Vorkommen auf einige wenige Orte in der Welt beschränkt ist. Der wichtigste dieser Orte sind die *Minen von Mellora* in der Provinz *Madras* in Vorder-Indien, wo die großen Glimmermassen planmäßig im Bergwerke abgebaut werden. Die Gewinnung geschieht auf eine sehr primitive Art und ist wenig kostspielig. Die *Minen* bestehen einfach in Höchern von 3 bis 4 Meter Durchmesser, die 12 bis 14 Meter tief in das Gestein hinein getrieben werden; von diesen Stollen aus werden die zugänglichen Glimmermassen aus dem Gestein gebrochen. Die Bergwerke von *Mellora* liefern alljährlich nach England und den Vereinigten Staaten etwa 10000 Zentner Glimmer. Die beiden wichtigsten Märkte für den Verkauf dieses Produkts sind *London* und *New-York*, dorthin strömen die Produkte von *Indien*, *Australien*, *Kanada* und *Nord-Karolina* in großen Mengen zusammen. Der Preis des Glimmers bewerkthet sich nach der Größe der Platten und dem Grade ihrer Durchsichtigkeit; auf dem *Londoner* Markte schwankt der Preis zwischen 3 und 11½ Mark pro Kilogramm für die beste Waare, in den Vereinigten Staaten ist 12½ Mark ein mittlerer Kurs für große Platten, und für ungewöhnlich große Glimmerblätter von tadelloser Reinheit wird zuweilen ein Preis von 32 M. pro Kilogramm gezahlt. Die Anwendung des Glimmers findet meist an solchen Stellen statt, wo man eines durchsichtigen Materials bedarf, Glas aber entweder wegen zu großer Hitze oder zu starker Erschütterungen nicht benutzen kann. Daraus ergibt sich die Verwendung des Glimmers besonders in der *Fabrikation amerikanischer* *Defen*, für *Laternen*, *Lampenschirme*, *Lampenzylinder* u. s. w., ferner bei elektrischen Apparaten, als *Reitenschut* bei *Velozipeden* &c. Ein besonders großer Verbruch von Glimmer findet für die *amerikanischen Panzerschiffe* statt, in denen dieses Material überall statt des Fensterglases verwandt wird. —

Technisches.

— Zwei weitere *Tunnels* unter der *Themse* beabsichtigt die *Grasshaffsverwaltung* von *London* oberhalb des eben vollendeten *Blackwall-Tunnels* zu bauen, und zwar den einen zwischen *Greenwich* und *Isle of Dogs* und den anderen von *Kothenbith* nach dem nördlichen *Themse-Ufer*. Für den ersteren hat sie soeben im *Parlament* die Genehmigung nachgesucht. Er soll nur einen Fußweg von 245 Meter Breite und 285 Meter Höhe enthalten und von zwei runden Treppenschächten auf beiden Ufern des Flusses, von denen der eine 12 Meter, der andere 15 Meter tief ist, zugänglich sein. Der Zweck des *Tunnels* ist, den in den *Docks* von *Isle of Dogs* sehr zahlreich beschäftigten *Fasenerarbeitern* eine bequemere Verbindung mit *Greenwich* zu gewähren, woselbst sehr gute und bei geeigneter Verbindung auch nahe Wohngelegenheit für sie vorhanden ist. Die *Kosten* sind auf 1410000 M. veranschlagt. Diese Summe schließt die *Kosten* für *Grunderwerb* ein. Der *Antrag* wurde von dem dafür eingesetzten *Parlaments-Ausschuß* befürwortet. —

Humoristisches.

— *Radfahrer humor.* Das „*Neue Wiener Tagebl.*“ schreibt: In der *Restauration „Zwiedl“* beim *Dußhaus* im *Prater* giebt es ein *Radfahrer-Stammbuch*, in welches eine Menge heiterer Sprüchelein hineingeschrieben sind. Ein *Spaßvogel* hat etliche *Kennfahrer* in *Verse* durchgehöhelt:

Lehr.

Mein Spurt ist hin,
Mein Tritt ist schwer,
Ich unterliege jezt immer:

August Lehr.

Eine beherzigende Lehre für *Kennfahrer*:
Spurte, wie Du, wenn Du gestürzt bist, wünschen wirst, gespurtet zu haben.

Sehr bescheiden scheint der *Jüngling* zu sein, der da schrieb:

Ich bin so dünn, Du bist so dick,
Was fehlt uns noch zu unserm Glück?

Ein *Rathschlag* für *Damen*:

Madeln ohne Madeln
Sollen nicht radeln.

Einer, der bittere Erfahrungen gemacht hat:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Das Rad, das trägt mich nimmermehr.
Pneumatic hin,
Der Schlauch ganz leer,
Hol' mich der Teufel,
Ich fahr nicht mehr!

Einige *Sentenzen*.

Wo man radfahrt, weile früh und spät,
Böse Menschen haben kein *Veloziped*.

Von der *Wiege* bis zur *Bahre*
Ist das *Rad* das einzig *Wahre*.

Lust in den *Madeln*,
Kraft in den *Madeln*,
Schneid bei den *Madeln*!

Des *Nadlers* größte *Müh'* und *Plagen*
Sind *Gegenwind* und *Kussprijwagen*.

Beschütz uns *Gott* zu allen *Stunden*
Vor *nassem Pflaster* und vor *Hunden*. —

Vermischtes vom Tage.

— Eine *seltsame Sendung*, nämlich 50 lebende *Kreuzottern*, sind mit der *Post* von *Königsberg* i. P. nach *Greifswald* abgegangen. Dieselben waren nach der „*Königs. Hart. Ztg.*“ von der dortigen *medizinischen Fakultät* zu *wissenschaftlichen Zwecken* bestellt worden. —

— *Drei Kinder* durch den *Witz* erschlagen wurden in dem *Dorfe Gzelanow* (*Kreis Ostrow*). Sie hatten vor dem *Unwetter* unter einem *Henschober* Schutz gesucht. —

— An der *Kirche* in *Peine* stürzte ein *Gerüst* ein. *Vier Mann* waren *sofort* todt. —

— In einem *Dresdener Tanzlokal* erschienen unlängst zwei *Männer*, sie waren *barfuß* und trugen *Zylinderhut* und *Monofel*. Dem einem war das *Gesicht* schwarz gefärbt, die *Hände* waren weiß, die *Füße* gelbbraun mit *rosenrothen Fersen*. Der andere war ähnlich bemalt. Die zwei *Schwachmüthigen*, mit denen sich einige *Tröpfe* einen *Spaß* gemacht, wurden zur *Beobachtung* ins *städtische Siechenhaus* gebracht. —

— Die große *Porzellanfabrik* von *Rosenthal* u. *Co.* in *Selb* (*Bayern*) ist in *Flammen* aufgegangen. —

— Als der *Bischof* von *Tarnow* (*Galizien*) in der *Kirche* von *Kaluszowa* den *Segen* erteilte, schlug der *Witz* ein und tödtete einen *Bauer*, zehn wurden theilweise schwer verletzt. —

— In *Heyst*, an der *belgischen Küste*, sind 7 *Fischerboote* mit der *gesamten Besatzung* verloren gegangen. —

— *Sturm*meldungen. Durch den am 16. *Juni* über *England* hinrasenden *Sturm* wurde großer *Schaden* angerichtet. Vor der *Einfahrt* von *Belfast* ging der *Dampfer „Sufame“* mit *Mann* und *Maus* zu grunde. An der *Nordküste* von *Wales* scheiterten mehrere *Yachten*. Dem *Rettingsboot* von *Fleetwood*, nördlich von *Liverpool*, gegenüber der *Insel Man*, gelang es in aufopfernder *Thätigkeit* in *schwerster See* nach einander die *Besatzungen* der *norwegischen Barken „Swaten“* und „*Louise“*, sowie einer *Liverpooler Bark*, im ganzen 17 *Menschen* zu retten. Als das *Rettingsboot* endlich wieder einlief, wurde es von einer nach tausenden zählenden *Menge*, die dem *langen Kampfe* hatten zusehen können, mit *enblosem Jubel* begrüßt. — In *Paris* und *Umgebung* tobte ein *Sturm* am *Freitag*. In *Paris* und *Colombes* wurden vier *Personen* getödtet und mehrere *hundert* verletzt. —

— In *Dorfe Chirpossi Juwisi* bei *Kasan* (*Rußland*) sind 125 *Befestungen* niedergebrannt. Mehrere *Personen* verbrannten. —